

Volk, Sprache und Erziehung bei F. L. Jahn*

von Otto Friedrich Bollnow

Innerhalb des reich bewegten und fruchtbaren sprachphilosophischen Lebens der Zeit um 1800 hebt sich deutlich eine Gruppe von Männern heraus, denen aus der geschichtlichen Bewegung der Zeit, aus dem Befreiungskampf gegen die napoleonische Fremdherrschaft und aus dem Streben nach der deutschen Einheit zugleich der entscheidende Anstoß und die bestimmende Richtung für ihre Beschäftigung mit sprachphilosophischen Fragen erwuchs. Hierhin gehören vor allem I. G. *Fichte*, E. M. *Arndt* und F. L. *Jahn*, deren sprachphilosophisch wichtige Arbeiten alle in den Jahren zwischen dem preußischen Zusammenbruch von 1806/07 und den Befreiungskriegen von 1813/15 oder doch noch ganz unter dem Eindruck dieser Ereignisse in den unmittelbar darauf folgenden Jahren erschienen. Der in seinen Anfängen schon auf Herder zurückgehende und von der Romantik dann weiter fortgebildete Gedanke von der inneren Einheit zwischen der Sprache und dem Geist eines Volkes, dieser Gedanke, der dann in der Sprachphilosophie des späten W. v. Humboldt zu seiner großartigen Abschluß kam¹, gewinnt in diesen Denkern eine neue eigentümliche Schärfe, die aus den geschichtlichen Erfahrungen von der Bedeutung der Sprache im Kampf für die Freiheit und Einheit eines Volkes hervorzog. Die Beschäftigung mit dem Wesen der Sprache wird damit aus dem Bereich einer bloß zuschauenden Betrachtung herausgerissen und auf das Feld leidenschaftlicher politischer Auseinandersetzung versetzt. Dabei gewinnt der seit den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts geführte Kampf für die Reinheit der deutschen Sprache aus neuen geschichtlichen und philosophischen Einsichten heraus eine neue Tiefe.

Während Fichte in seinen „Reden an die Deutsche Nation“ (deren große sprachphilosophische Bedeutsamkeit trotz aller Berühmtheit dieser Schrift bisher noch gar nicht richtig gewürdigt ist) am tiefsten in die grundsätzlichen Fragen nach dem Leben und dem Tod einer Sprache eindringt und hierbei auch die philosophisch tiefste Einsicht in die lebenszerstörenden Wirkungen des Fremdworts gewinnt, während Arndt den offensten Blick für das geschichtliche Leben eines Volkes hat und hierbei auch die Sprache am umfassendsten als Spiegelbild seines geistigen Lebens und Ausdruck seiner Geschichte erkennt, ist es Jahns Verdienst, daß er die Aufgabe einer Reinigung und Erneuerung der deutschen Sprache selber tatkräftig in die Hand nahm und dadurch eine ganz neue unmittelbare Nähe zu den sprachlichen Fragen gewann.

Die oft weit über das Ziel hinausschießende, oft fruchtbare und überzeugende, aber ebensooft auch künstliche und wunderliche Wirksamkeit dieses seltsamen Mannes für die Erschaffung einer rein eigendeutschen, von jedem Fremdwort befreiten Sprache ist schon von anderer Seite genauer untersucht worden². Vieles davon ist seitdem in den [253/254] Schatz des allge-

* Erschienen in: Zeitschrift für Deutsche Bildung 16 Jg. 1940, S. 253-263. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

¹ Vgl. meine Darstellung: Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie, Zeitschrift für Deutsche Bildung, 14, Jahrgang, 1938, S. 102ff.

² N. Trögel: Friedrich Ludwig Jahns Bemühungen um Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache. Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 6, Reihe, Heft 44, Berlin 1928, W. Bartz: Fremdwort und Sprachreinigung bei Friedrich Ludwig Jahn, Diss. Greifswald 1936, sowie H. L. Stoltenberg: De« eigendeutsche Wortschatz der Weisheitslehre, Frankfurt a. M. 1934, und: Deutsche Weisheitssprache, Lehr

meinen Sprachgebrauchs übergegangen, vieles ist aber auch vergessen, und die Geschichte ist darüber hinweggegangen. Aber über der Beschäftigung mit den einzelnen Ergebnissen darf nicht vergessen werden, daß die unmittelbare sprachschöpferische Tätigkeit Jahns ihrerseits nur der Ausdruck von fruchtbaren allgemeinen sprach-philosophischen und sprachpädagogischen Einsichten ist, die diese Wirksamkeit leiten und die ihre Bedeutung weitgehend auch unabhängig von den einzelnen Ergebnissen behalten. Der Kampf um die Sprache steht auch bei Jahn nicht vereinzelt, sondern bleibt immer nur ein Glied des beherrschenden allgemeinen Grundgedankens einer Erziehung zum deutschen Volkstum und ist getragen von einer ganz bestimmten Auffassung vom Volkstum. Darum ist es wichtig, sich unter diesem grundsätzlichen Gesichtspunkt den inneren Zusammenhang zu vergegenwärtigen, der bei Jahn zwischen den entscheidenden Grundbegriffen des Volkes, der Sprache und der Erziehung besteht.

2. Die Grundlage aller einzelnen Betrachtungen ist bei Jahn sein 1808 geschriebenes und 1810 erschienenes Hauptwerk, sein „*Deutsches Volkstum*“. Dieses Werk bedeutet einen groß und kühn angelegten Entwurf einer Gesamtverfassung des deutschen Volkslebens, das von den Fragen der äußeren und inneren Grenzen des Volkes her bis zu den einzelnen Vereichen des geistigen Lebens hinüberführt. In diesen Zusammenhang sind auch die Fragen der Sprache und der Spracherziehung eingeordnet. Hier stellt Jahn zum erstenmal die grundsätzliche Frage:

„Was ist ein Volk? ... Was macht ein Volk zum Volk?... Wie erwächst aus einzelnen Menschen ein Volk, wie aus dem Völkergewimmel endlich die Menschheit?“ (1153, R 28)³. Er blickt zunächst zurück auf die Antworten, die er dafür gegeben fand: „Lange schon fand man in jedem Volk ein unnennbares Etwas“, das man von den verschiedenen Seiten her in Angriff nahm. Man „entdeckte eine bleibende, nachartende Schädelbildung der Völker“; man sah auf der anderen Seite auch die seelischen Verschiedenheiten: „leibliche, sittliche, ins ganze Völkerleben verwebte Besonderheiten“. Es ergibt sich eine Fülle von einzelnen Tatsachen, und Jahn fordert zu ihrer Bearbeitung eine „Erfahrungsseelenlehre der Völker“.

Aber in der Fülle der einzelnen Bestimmungen vermißt Jahn die verbindende Mitte, die „Einungskraft“, die die verschiedenen Einzelzüge zusammenhält. Und an dieser Stelle setzt der von ihm neu geprägte Begriff des „*Volkstums*“ ein. Mit der Nachsilbe -tum (gelegentlich auch als selbständiges Hauptwort: das Tum) bezeichnet Jahn allgemein die bewegende Kraft, durch die eine Vielzahl von Trägern zu einer lebendigen Einheit zusammengefaßt wird:

„Tum bleibt ein Inbegriff, was heil und ganz im Zusammenhang und Zusammensein, nach Grundgesetzen und Grundsätzen, in einem Zusammenwesen aller Gehörigkeiten erscheint“ (II, 2 492). [254/255] Jahn spricht im Sinne einer solchen einheitlichen lebendigen Kraft davon, daß ein „Tum“ „weset“. Ihm liegt im echt romantischen Sinn die Vorstellung von einer „Einungskraft“ zugrunde, welche die Glieder zum Ganzen zusammenfaßt und welche von

in Baden 1933.

³ Ich zitiere nach: Friedrich Ludwig Jahns *Welke*, herausgeg. von C. Euler, Hof 1884—1887. Die drei Bände sind mit I, II, 1 und II, 2 und folgender Seitenzahl bezeichnet. Zur Erleichterung für den Leser sind bei Zitaten aus dem „*Deutschen Volkstum*“ zugleich auch die Seitenzahlen der mit R bezeichneten Ausgabe in Reclams Universal-Bibliothek hinzugefügt. Ich verweise bei der Gelegenheit auf das Vorwort von G. Flicke.

kleineren zu immer größeren Gliedern fortschreitend das ganze Weltall beherrscht. In diesem umfassenden Ganzen ist dann insbesondere „Volkstum“ für ihn das, was die verschiedenen Menschen eines Volks allererst zu einem einheitlichen Volk macht, was ein Volk von innen her zum Volk bildet. Aber das Volk steht wiederum nicht vereinzelt da, sondern ist als Glied eingeordnet in den umgreifenden Zusammenhang der Menschheit und des Weltganzen. In diesem Sinn entwickelt Jahn den Gedanken des Volkstums:

„Was Einzelheiten sammelt, sie zu Mengen häuft, diese zu Ganzen verknüpft, solche steigend zu immer größeren verbindet, zu Sonnenreichen und Welten eint, bis alle sämtlich das große All bilden — diese Einungskraft kann in der höchsten und größten und umfassendsten Menschengesellschaft, im Volke, nicht anders genannt werden als — Volkstum. Es ist das Gemeinsame des Volkes, sein inwohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit“ (I 154, R 30).

Dabei ist zu beachten, daß Volkstum also bei Jahn nicht etwa im idealistischen Sinn eines allgemeinen geistigen Wesens genommen ist — welches Jahn in Anlehnung an Tierheit und Menschheit (beide Wörter im strengen Sinn der damaligen Zeit genommen) als Volkheit bezeichnen würde —, sondern als *wirkliche lebendige Kraft*, die als „Fortpflanzungsfähigkeit“ das Volk am Dasein erhält und als „Wiedererzeugungskraft“ dabei sein eigentümliches Wesen bewahrt.

In diesem Sinn ist es zu verstehen, wie Jahn das Wirken des Volkstums im einzelnen zeichnet: „Dadurch waltet in allen Volksgliedern ein volkstümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Frohsein und Trauern, Leiden und Handeln, Entbehren und Genießen, Hoffen und Sehnen, Ahnen und Glauben. Das bringt alle die einzelnen Menschen des Volks, ohne daß ihre Freiheit und Selbständigkeit untergeht, sondern gerade noch mehr gestärkt wird, in der Viel- und Allverbindung mit den übrigen zu einer schönverbundenen Gemeinde“ (I 154, R 30).

Der Gedanke des Volkstums ist hier also in einer solchen Tiefe gefaßt, *daß es bis in alle seelischen Regungen hinein das Verhalten des Einzelnen bestimmt*. Es ist nicht das äußere Zusammenleben, sondern der wirkliche innere Einklang, der aus einer gemeinsamen Wesenheit, d. h. aus der gemeinsamen Formung durch ein und dasselbe Volkstum hervorgeht:

„Das Ineinanderhineinleben, das stille, vertrauliche Sichaneinandergewöhnen, das mit Wechselliebe Sichlebendeinverleiben bildet das Volk und bewahrt es durch Volkstum. So paart sich der Jugend Feuer mit gereifter Mannskraft und des Alters reicher Erfahrung. So ist ein echtes Volk, durchdrungen vom Machtgefühl seines eigenen Volkstums, eine menschliche Meisterschöpfung, die selbst wieder Schöpfungskraft äußert und so im ewigen Kreistanz das Schaffende und Erschaffene einigt“ (I 158, R 34f.).

Jahn bildet sodann von „Volkstum“ abgeleitet das Eigenschaftswort „volkstümlich“ im Sinne dessen, was dem Wesen dieses Volkstums entspricht. „Volkstümlich“ ist also nicht als „populär“ im Sinne von gemeinverständlich zu verstehen, sondern eher als volkseigentümlich. Er weist dabei den Vorwurf zurück, willkürliche neue Kunstwörter in die Sprache eingeführt und dadurch nur eine wissenschaftliche Ausdrucksverwirrung herbeigeführt zu haben. Es geht ihm nicht um den Namen, sondern um die Sache selbst, [255/256] und er ist sich dessen bewußt, mit dem Namen zugleich eine neue Wirklichkeit entdeckt und für seine Zeit sichtbar gemacht

zu haben:

„Geschichtliche Wahrnehmungen zur Klarheit, Dunkelgedanken ins helle Licht, das Gewirr einer Unzahl von Einzelheiten in eine Einheit und diese zur deutlichen Anschauung zu bringen, war das Ziel“ (I 137f.),

das ihm bei der Abfassung des „Deutschen Volkstums“ vorschwebte. In dieser Tiefe muß zugleich Jahns geschichtliches Verdienst gesehen werden.

3. In diesem Begriff des Volkstums ist schon enthalten, daß jedes Volk immer eine *besondere Ausprägung der Menschheit* darstellt, die andere, ebenso mögliche Ausprägungen neben sich hat. Die Entdeckung des Volkstums bedeutet daher notwendig die Ablehnung der Idee einer überall gleichen Menschheit:

„Denn nirgends erscheint die Menschheit hienieden abgesondert und rein, immer wird sie nur durch Volkstümer vorgestellt und vertreten“ (I 158, R 31),

Die Vielzahl der Völker bedeutet notwendig zugleich die Vielzahl der Volkseigentümlichkeiten,

„Ein allgemeingültiges Musterbild für alles und jedes Volk hat es nicht gegeben, und kann es nicht und soll es auch nicht geben“ (I 167, R 43),

Aber die Anerkennung des Volkstums bedeutet andererseits nicht die Auflösung des Menschheitsbegriffes, sondern die Volkstümer bleiben bezogen auf die Menschheit, die sich in ihnen ausprägt. Erst im Rahmen dieser übergreifenden Einheit läßt sich die Eigentümlichkeit des einzelnen Volkstums bestimmen. Sie wird in ihrer Bedeutung für das Ganze der Menschheit so verstanden, daß diese erst dadurch die Fülle der in ihr liegenden Möglichkeiten zur Entfaltung bringt, daß sie sich in den verschiedenen Volkstümmern wie dann auch in den verschiedenen einzelnen Menschen auseinanderlegt:

„In einem Volke kann sich der Adel der Menschheit nicht einzig aussprechen, sondern in allen mit alle». So wenig wie ein Gesicht gibt es auch nur eine Denkungsart und Handlungsweise. Nicht einen und ebendenselben Charakter, sondern nur einen eigenen soll jeder Mensch sich bildend erwerben und so aus den» Eigengegebenen selbst geschaffen hervorgehen. Beide, Freund und Feind, verachten den charakterlosen Nichts, wem» sie jede Ursprünglichkeit ehren“ (I 167, R 43).

Es ist also der *klassische Individualitätsgedanke*, wie er zuerst von Herder entwickelt und wie er vor allem von Schleiermacher und Humboldt auf die einzelmenschliche Individualität angewandt ist, von dem her hier die Verschiedenheit der Volkstümer in ihrem Bezug zur Menschheit gedeutet wird. Jedes einzelne Volk, und sei es das kleinste, hat seine einmalige und darum unersetzliche Bedeutung für das Ganze der Menschheit.

„Darum ist jedes verlöschende Volkstum ein Unglücksfall für die Menschheit, ein Verlust für die Geschichte und eine unausfüllige Lücke“ (I 167, R 43).

Die Aufgabe jedes einzelnen Volks aber ist es, sich selber in seiner Besonderheit zu entfalten und diese nicht durch den Einfluß fremden Volkstums verwischen zu lassen:

„In den Volkstümmern liegt jedes Volkes besonderer Wert und sein wahres Verdienst für das Wettstreben der Menschheit“ (I 158, R 34).

Mit dieser Betonung des eigenen Wesens jedes Volkscharakters hängt dann auch zusammen, mit welcher Ausdrücklichkeit Jahn für die *Reinerhaltung des Volks* [256/257] eintritt, mit welcher Entschiedenheit er der Völkermischung als einer Quelle des Niedergangs und der Verderbnis entgegentritt.

„Je reiner ein Volk, je besser; je vermischter, je bandenmäßiger“ (I 164, R 41). Das kräftigste Mittel aber, das der Vermischung der Völker entgegensteht, ist die im Volkstum selber ausgedrückte Eigenart, durch die sich das eine Volk als durch eine natürliche Grenze von dem andern abhebt. Schon die Notwendigkeit, in einer bestimmten Sprache zu sprechen, wirkt der Vermischung der Völker mächtig entgegen. Erst in diesem Zusammenhang ergibt sich das »olle Verständnis des Jahnschen Satzes:

„Volkstum ist eines Schutzgeistes Weihegabe, ein unerschütterliches Bollwerk, die einzige natürliche Grenze. Die Natur hat diese Völkerscheide selbst aus natürlichen Beschaffenheiten erbaut, fortwirkend durch die Zeit wieder gebildet, durch die Sprache benannt, mit der Schrift befestigt und in den Herzen und Geistern verewigt“ (I 167 f., R 44). „Ein rechtes Volk hat in seinem Volkstum einen Lebensschirm und nie versenkbaren Hort“ (I 494).

4. Aus dem so gefaßten Begriff des Volkstums ergibt sich für Jahn eine klare Stellungnahme zu dem Verhältnis von *Volk und Staat*. Er wendet sich mit aller Schärfe gegen die Auffassung, daß der Staat das Ursprüngliche sei und die Völker erst durch die staatliche Zusammenfassung entstünden:

„Nicht das äußere umgelegte Staatsbank macht das Volk; Menschen lassen sich nicht wie Heringe in Tonnen pökeln, nicht in Völkerzwinger einherden“ (I 158, R 34).

Die Völker sind vielmehr das Ursprüngliche, und erst auf ihrem Boden konnten sich dann die Staaten ausbilden:

„Ehe schon Staaten waren, wurden schon Völker und mußten wesen, wenn jene sein sollten. Völker sind älter als Staaten und dauernder“ (II, 2 521).

Die Völker und nicht die Staaten sind daher auch die eigentlichen Träger der Geschichte. So heißt es gleich im ersten Absatz der Einleitung zum „Deutschen Volkstum“:

„Von eines jeden allbegreifenden Zeitraums erster geschichtlicher Denkzeit bis zum letzten Schlußereignis waren Völker immer die Leiter der Begebenheiten, In ihnen wird die Geschichte erzeugt und beschrieben, sie sind die Gedächtnisträger“ (I 152, R 27f., II,1 484).

Jahn bestimmt den Unterschied in der Seinsweise zwischen dem Volk und dem Staat folgendermaßen:

„Ein Staat hat nur bloßes Dasein, aber ohne Volk kein Leben“ (II, 2 521). Das will besagen: Staaten sind in sich selber leblose Organisationsformen. Leben, und das heißt zugleich: lebendige innere Einheit, haben allein die Völker, und erst indem sie daran teilnehmen, auch die Staaten, insofern sie nämlich Organisationsformen von Völkern sind.

Der Staat ist also nur der Diener des Volks:

„Überall in der Welt kann der Staat nur die äußere Befriedigung des Volkstums sein „. Nichts ist ein Staat ohne Volk, ein seelenloses Triebwerk, und mit aller ausgeklügelten Einrichtung nur ein ungeheures Dampfschiff“ (II,2 556).

Aber umgekehrt ist das Volk auch wieder auf den Staat angewiesen, denn erst in ihm wird es eine geschichtlich handlungsfähige Einheit. Und es gilt darum auch entsprechend:

„Nichts ist ein Volk ohne Staat, nur ein Schatten vom Leben, ein leibloser duftiger Schaum“ (II, 2 556). [257/258]

Es ergibt sich also zwischen beiden ein Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit und gegenseitigen Angewiesenseins aufeinander, das Jahn mit dem Verhältnis von Leib und Seele vergleicht:

„Ein Volk ohne Staat ist entleibt wie die weltflüchtigen Juden und Zigeuner. Ein Staat ohne Volk ist entseelt wie die Zwingherreien aller Zeiten. Volk und Staat in eins geben eist das Reich, und dessen Halt- und Waltkraft bleibt das Volkstum“ (II, 2 556).

Zu Volk und Staat aber muß noch ein Drittes hinzukommen, um geschichtliche Dauer zu verbürgen: das *Land* als der feste gemeinsame Wohnsitz. Erst aus der Dreiheit von Volk, Staat und Land ergibt sich die abschließende Formel, in der für Jahn die wechselseitige Angewiesenheit dieser drei Grundbegriffe aneinander zum Ausdruck kommt:

„Die höchste Aufgabe der Vernunft im menschheitlichen Streben heißt: *Ein Volk, ein Land, ein Staat*, wonach ein Land für ein Volk genügt und ausreicht; ein Staat nur durch ein Volk besteht; kein Volk ohne Land schweift und stromert“ (II,2 556).

Bei der näheren Untersuchung der Beziehungen, die zwischen den Besonderheiten eines Landes und dem sich darauf entwickelnden Volksleben bestehen, entwickelt Jahn die ersten Grundzüge einer „Geopolitik“ (insbesondere in den „Neuen Runenblättern“ II, I 427ff. und II, 2 544ff.). Er behandelt hier insbesondere die Abhängigkeit des Volkslebens von der Lage auf dem Land und zum Meer, von der Bedeutung der Flüsse und Anlage der Städte; er entwickelt vor allem ausführlich die „*Wehrlage*“, d. h. die Abhängigkeit der Wehrkraft eines Volks von den besonderen geographischen Verhältnissen, die Wichtigkeit der natürlichen Grenzen, die Anlage der Befestigungen usw.

Endlich aber ist auch an dieser Stelle daran zu erinnern, daß die Forderung der Einheit von Volk, Staat und Land nicht nur eine Angelegenheit theoretischer Besinnung ist, sondern in unmittelbarem Zusammenhang seines Kampfes um die deutsche Einheit steht, der überhaupt die innerste Seele aller seiner gedanklichen Bemühungen bildet.

5. Auf dem Boden dieses Volksbegriffs baut sich sodann als das eigentliche Anliegen des „Deutschen Volkstums“ der Entwurf einer „Volkserziehung“ auf. Nach einer solchen Vertiefung des Volksbegriffs braucht Jahn nicht mehr die Verwechslung zu fürchten, die Fichte in seinen „Reden an die Deutsche Nation“ noch ganz auf das Wort Volkserziehung verzichten und statt dessen von einer „Nationalerziehung aller Deutschen“ sprechen ließ: daß nämlich Volkserziehung als Erziehung des sogenannten niederen Volks und im Gegensatz zur Erziehung der höheren Schichten verstanden würde. Volkserziehung ist für Jahn nicht nur eine Erziehung des ganzen Volks im Sinn seiner völkischen Eigenart, Volkserziehung ist vielmehr darüber hinaus die *Erziehung des Volks zum Volk*, d. h. zum Bewußtsein und zur Erfüllung seiner völkischen Aufgabe, nicht nur als bloßes „Namenvolk“, sondern als echtes „Tatvolk“ zu leben:

„Volkserziehung ist Anerziehung zum Volkstum ... heilige Bewahrerin des Volks in seiner menschlichen Ursprünglichkeit“ (I 234, R 117).

Erziehung ist also für Jahn immer eine Erziehung zum Volk und damit zur Gemeinschaft. Er erkennt klar, daß der einzelne nicht aus sich selbst heraus, sondern nur von der Gemeinschaft her lebt. Er wendet sich daher scharf gegen die Betonung des Einzeldaseins, wie sie im individualistischen Bildungsideal seiner Zeit vorherrschte: [258/259]

„Süß mag der Wahn sein, daß der einzelne Mensch alles aus sich schaffe und hervorbringe — aber Selbsterkenntnis muß diese Täuschung zerstören ... In der Gesellschaft wird er durch Liebe und Not der Ausbilder seiner Anlagen, der Entwickler seiner Fähigkeiten, und immer wieder bleibt er im Kampfe mit der Außenwelt, die ihn bald empfänglich und bald verstimmt macht“ (II,2 563).

Der Mensch kann also nicht als ein für sich bestehendes Wesen angesehen werden, sondern er lebt nur in der Wechselwirkung mit der ihn umgebenden Welt. Und Welt wiederum ist für den Menschen am ursprünglichsten die menschliche Welt, die sich in den Bezügen zu den Mitmenschen aufbaut. Die menschliche Mitwelt ist ursprünglicher als die dingliche Umwelt:

„Das Menschenleben gibt dem Menschen erst eine Welt, durch die fünf Sinne empfängt er nur den sie umgebenden Dunstkreis. Klausner, Waldbrüder und was sonst noch einsiedlert, sind menschliche Schalentiere. Wo der Austausch der Gefühle, der Verkehr der Gedanken stockt, hört die Welt der Menschlichkeit auf“ (I 129, vgl. II,1 409).

Daraus ergibt sich für den Menschen die *Pflicht zur Gemeinschaft*; denn nur in ihr kann der Mensch das in ihm liegende Wesen entfalten, und in der Einsamkeit muß er notwendig verkümmern:

„Der Immereinsiedler verschmäht seine Pflicht und verliert sein Anrecht in der Menschheit. Er bildet sein Ich nicht zum wahren Menschen aus, kann nicht an Menschlichkeit reifen ... In menschenleeren Wüsten, in stummgekünstelten Klausen wird das sittliche Gefühl nicht zur Tugend, jedes Lebende flieht aus der Übe ... Das Lebendige muß in Lebendigkeit, des Menschen Erregung verleiht die Gesellschaft. In ihr entfaltet der Geist seine Unendlichkeit, es erwacht das Hochgefühl, und Tugend und Menschenwohl treiben das Geäder des Lebens“ (I 375, R 255).

Die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft ist dann aber genauer die Zugehörigkeit zur bestimmten Gemeinschaft, in der der Mensch lebt, zum Volk. Losgelöst von der bestimmten Ausrichtung, die sich auf dem Boden eines bestimmten Volkstums ergibt, verliert das einzelmenschliche Dasein die Sicherheit seiner Lebensführung und muß notwendig an seiner Sinnentleerung zugrundegehen:

„So irrt der Mensch im Wirrsal hindurch bis zum Wahnsinn, weil er das nicht sein will, was er doch nach seiner Bestimmung sein soll, und das Wesen verachtet, was ihm in der Wirklichkeit zukommt. So gibt es keinen grausamem Selbstmord als solchen Volksbruch“ (II, 2 518). „Sobald der Mensch den Glauben an sein Vaterland, an die Selbständigkeit des Volks, an die Hehrheit des Reichs aufgegeben hat, schweift er in einer Aede. Dann hat er keine Nichte mehr. Alles um ihn ist wüst und leer“ (II, 1 456).

6. Im Zusammenhang einer solchen Volkserziehung steht insbesondere Jahns Kampf für die Reinheit der deutschen Sprache. Er geht aus von der unmittelbaren und innigen Beziehung, die zwischen *Volk und Sprache* besteht. Zwar erkennt Jahn ganz klar, daß man nicht einfach das Volk von der Gemeinsamkeit der Sprache her bestimmen kann, sondern daß eine Vielheit von Wurzeln im Volkstum zusammenkommen, die sich nicht von einer einzelnen Seite her auflösen lassen (II,2 485). Aber trotzdem besteht wiederum eine besonders enge Verbindung zwischen Volk und Sprache:

„Da ist kein Volk, wo sich die Leute nicht durch die gleiche Muttersprache verstehen“ (II,2 521).

Das entscheidende Wort in diesem Zusammenhang hat Jahn schon früh in seiner Abhandlung „Bereicherung des Hochdeutschen Sprachschatzes“ vom Jahre 1806 gegeben. Dort heißt es sehr schön und tief: [259/260]

„In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt, hier waltet wie im einzelnen das Sinnliche, Geistige, Sittliche. Ein Volk, das seine Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf, und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es dann aller Welt Sprachen begreifen und übergelehrt bei Babels Turmbau zum Dolmetscher taugen, es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Staarmenschen“ (I 30).

In dieser frühen Stelle sind keimhaft schon die Gedanken enthalten, die sich dann in der weiteren Entwicklung Jahns auseinandergelegt haben. Es ist dieselbe bezeichnende Doppelseitigkeit, wie sie schon am Jahnschen Volksbegriff hervorgetreten war. Das eine ist die Sprache des Volks als „die Urkunde seiner Bildungsgeschichte“, d. h. als der Ausdruck seines eigentümlichen Wesens im „Sinnlichen, Geistigen, Sittlichen“, wie es sich im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung auseinandergelegt hat. Es ist, formelmäßig gesagt, das romantische Verständnis der Sprache, wie es dann vor allem von Humboldt entwickelt ist. Aber mit ihm durchdringt sich zugleich auch das andere: Der Besitz der Sprache ist die Voraussetzung auch der politischen Freiheit eines Volks, ein Gedanke, der dann vor allem von Arndt weiter entwickelt ist. Nicht nur die innere, sondern auch die äußere, die politische Freiheit eines Volks ist an den Besitz der Sprache gebunden, und der Verlust der Sprache führt notwendig zugleich zum Verlust der geschichtlichen Selbständigkeit. So vereinigen sich in Jahn das idealistische und das politische Verständnis der Sprache.

7. Der Gedanke, daß die Sprache der *eigentümliche Ausdruck des Volkstums* ist, beherrscht Jahn von seinen ersten Anfängen an, wenn er diesen Gedanken vielleicht auch nicht so ausdrücklich in Worten ausgesprochen hat wie mancher seiner Zeitgenossen. So betont er:

„Jede Sprache ist das vollständigste und genaueste Abbild des Volkes, das sie spricht, in sich trägt und dem Lernenden überliefert“ (II,2 599). Oder: „Ein Volk lebt, webt, steht und vergeht mit seiner Sprache. Die Sprache ist die Seelenwanderung des Volkstums“ (II, 2 623).

Dahin gehört also die Überzeugung, daß die deutsche Sprache als eine besondere Sprache der Ausdruck eines besonderen und einmaligen Volkstums ist:

„Die deutsche Sprache hat ihr eigenes, besonderes Tum für sich, wo sich alles im eigensten

Verhältnis zusammenfindet und sich zu einem Gliedbau füget“ (II,2 603).

Er nennt als Ausdruck der Besonderheit der deutschen Sprache (offensichtlich im Anschluß an Fichte) vor allem die Lebendigkeit, die kein festes Sein kennt, sondern überall nur Leben und Bewegung sieht:

„In unserer Sprache waltet ein Urleben ... alles ist in Bewegung“ (II,2 771).

Jede Sprache enthält so als der Ausdruck eines besonderen Volkstums ein eigenes, diesem Volk eigentümliches Weltbild. So heißt es bei Jahn einmal besonders scharf von einem Urvolk, d. h. einem ursprünglichen, nicht durch Vermischung entstandenen und immer im Besitz seiner Sprache gebliebenen Volk:

„Solch Volk lebt und webt in seinem eigenen Weltkreis, hat seinen eigenen Nord als Nichte und in der Uranschauung des All seinen Hort“ (II,2 767).

Man wird diesen Satz wohl so verstehen müssen, wie es dann von Wilhelm von Humboldt weiter ausgeführt worden ist: Mit der Sprache (denn um die Sprache handelt [260/261] es sich in dem angeführten Zusammenhang) ist jedem Volk eine bestimmte Weltanschauung gegeben, die sich in dieser Sprache ausdrückt, eine „Uranschauung des All“, in der die Welt von vornherein in einer ganz bestimmten Weise ausgelegt und verstanden ist. Die Sprache ermöglicht dem Menschen erst die „Orientierung“ in der geistigen Welt, d. h. den Bezug jedes einzelnen neuen Erlebnisses auf den Gesamtzusammenhang eines bestimmten Weltverständnisses. Insofern hat also die Sprache als Kompaß ihren „*eigenen Nord*“ als „*Richte*“ in der geistigen Welt.

Darum ist die Pflege der Muttersprache ein so wichtiges Glied in der Erziehung des heranwachsenden Menschen. Nur im Mittel der Sprache kann sich im Menschen das Denken entwickeln:

„Erziehungsbedürftig ist der Mensch, erziehungsfähig wird er erst durch die Sprache, Nur durch die Sprache denkt er“ (I 236, R 119).

Nur im Mittel der Sprache erscheint ihm also die geistige Welt:

„Mit der Sprache eröffnet sich der Mensch den Geisterhimmel“ (II,2 598). Neil aber jede Sprache eine besondere Sprache und Ausdruck eines besonderen Volkstums ist, so wächst der Mensch durch seine Muttersprache, wenn auch „unbemerkt und unbewußt“ (II,2 599) in die besondere geistige Welt seines Volks hinein:

„So wird mit dem Lebensmorgen die Muttersprache das offene Tor zu Herz, Gedächtnis und Verstand“ (I 236, R 119).

In diesem Zusammenhang steht dann das schöne Wort, in dem die Bedeutung der Muttersprache voll und tief gezeichnet wird:

„Die Muttersprache ist die Urwissenschaftslehre, die Sinnlichkeit und Geistigkeit vermittelt, Sinne und Denkvermögen gattet. Die Muttersprache ist die Erneuerung aller Offenbarung, und jede Sprachlernerei ist ein dolmetschendes Nachsprechen der ersten“ (II, 2 598).

Darum ist die Pflege des deutschen Volkstums untrennbar verbunden mit der *Pflege der deutschen Sprache*. Jahn wendet sich scharf gegen die Vorliebe der Deutschen für fremdes Wesen, gegen „unsere Affenliebe für fremde Sprachen“ (I 237, R 121). Er steigert sich bis zu dem Gedanken, daß er die Erlernung fremder lebender Sprachen überhaupt von der Schule ver-

bannt wissen will (vor allen: II,2 597ff.). Es ist nicht, weil er fremdes Volkstum und fremde Sprache für geringer gehalten hätte als die eigene, sondern weil sie einen zersetzenden Einfluß auf die eigene Eigenart ausüben. Gerade weil die Sprache so innig mit dem geistigen Wesen selber verbunden ist, daß nur in ihrer Auslegung dem Menschen die Welt begegnet, und weil jede einzelne Sprache eine besondere Auslegung der Welt bedeutet, kann der Mensch nur eine einzige Muttersprache haben:

„Zwei Mütter gebären nicht einen Leib, zwei oder noch mehrere Sprachen entfalten kein Sprachvermögen ... Sollen in früher Jugend zwei oder mehrere Sprachen zugleich ihre Wirksamkeit äußern, so müssen sie sich mit den Vorstellungen kreuzen, den Gedankenzusammenhang stören, den ganzen Menschen verwirren“ (I 236, R 119f.).

Darum wendet sich Jahn so scharf gegen das Aufwachsen der Kinder in der Zweisprachigkeit, durch welche die feste Einwurzelung des Menschen in einer bestimmten geistigen Welt unmöglich gemacht wird (I 237ff., R 119ff., II,2 598ff.). Nur in der Muttersprache kann sich der Mensch im Sinne der eignen volklichen Eigenart entwickeln. Darum kann Jahn betonen: [261/262]

„Mit der Muttersprache gibt ein Volk sein edelstes Kleinod aus den Händen, verwirft sein Heilum“ (II 2, 6²).

In diesem Zusammenhang sieht Jahn auch die Aufgabe des Sprachwissenschaftlers als „Zeugwart der geistigen Wehrschaft“ (II,2 624).

8. In diesem allgemeinen geistigen Zusammenhang steht dann endlich auch Jahns eigene sprachschöpferische Wirksamkeit. Deren viel umstrittene und in vielem gewiß fragwürdige Einzelheiten liegen außerhalb des Umkreises der gegenwärtigen Betrachtung. Wichtiger aber als alle diese Einzelheiten ist die allgemeine *Auffassung vom Wesen der Sprache*, wie sie Jahn zur Rechtfertigung seiner Neuprägungen entwickelt hat. Unter den zahlreichen Ausführungen über diesen Gegenstand, die Jahns ganzes Lebenswerk durchziehen, kommt vor allem die gedrängte Darstellung im „Vorbericht“ zur „Deutschen Turnkunst“ in Frage (die Jahn 1816 zusammen mit seinem Mitarbeiter Eiselen herausgegeben hatte). In der Schaffung der Turnsprache liegt wohl überhaupt der fruchtbarste Teil seiner sprachschöpferischen Wirksamkeit. Es sei nur daran erinnert, daß der ganze Wortschatz der Turnsprache bis in die jüngste Vergangenheit hinein, die Namen der Geräte und Übungen, wie auch das Wort „Turnen“ selbst, auf Jahn zurückgeht. Er betont schon von Anfang an die Notwendigkeit einer rein eigendeutschen Turnsprache:

„Es ist ein unbestrittenes Recht, eine deutsche Sache in deutscher Sprache, ein deutsches Werk mit deutschem Wort zu benennen“ (II,1 10).

Der Ausgangspunkt ist der allgemeine romantische Gedanke von der Sprache als einem niemals festen, sondern *lebendig sich weiterentwickelnden Wesen*. Die Sprache ist nie etwas Festes und Starres, sondern in ewiger Bewegung. Darum hat sie auch keinen ein für allemal festen Wortbestand, der sich als abgeschlossenes Ganzes in Wörterbüchern festhalten ließe:

„Darum bleibt jede Wortzählung eine verunglückte Mühe und jeder Wortstempel von veraltet und neugebildet ein ungewiß Ding. Unter sprachtümlichen Wörtern ist kein Wortrang von

Erstlingen und Spätlingen. Wörter sind nicht Wein und Lagerbier, so mit der Zeit an Geistigkeit zunehmen“ (II,1 12),

sondern bleiben lebendig nur in dem immer sie erneuernden Leben der Sprache.

Von hier aus erkennt man den Schaden der *Fremdwörter*. Sie sind nicht nur ein Schönheitsfehler, der als unnötige Ausländerei die Ehre eines selbstbewußten Volks beleidigt, sondern sie sind unmittelbar schädlich. Sie leben nicht mit im Leben der Sprache, sondern bleiben Fremdkörper, bleiben „Inselwörter“ (II,2 616), starr und unverständlich für ein wirklich „volkstümliches“ Denken. Hier berührt sich Jahn mit den Gedanken, die Fichte in ihrer letzten metaphysischen Tiefe ergriffen hatte:

„Fremdwörter gehen als solche, und wenn sie hunderttausendmal eingebürgert heißen, nie in Gut und Blut über. Ein Fremdwort bleibt immer ein Blendling ohne Zeugungskraft; es müßte denn sein Wesen wandeln und (in Gestalt eines Lehnworts) selber als Urlaub und Urwort gelten können. Ohne ein Urwort zu werden, läuft es als Ächter (— als Geächteter) durch die Sprache. Welschen ist Fälschen, Entmannen der Urkraft, Vergiften des Sprachquells, Hemmen der Weiterbildsamkeit und gänzliche Sprachsinnslosigkeit“ (II,1 11).

Auf dem Boden dieser Überzeugungen gründet dann der erbitterte Kampf, den Jahn sein Leben hindurch gegen das Fremdwort geführt hat. [262/263]

Die Grundbestimmung der lebendigen Sprache im Gegensatz zur toten „Mangsprache“ ist also ihre „*Bildsamkeit*“ oder „*Weiterbildsamkeit*“, d.h. die Fähigkeit, über jeden vorgegebenen Stand immer wieder hinauszuwachsen und sich mit der Fortentwicklung des Volks lebendig zu erneuen. Nur solange sie ihre „*Bildsamkeit*“ erhält, bleibt die Sprache lebendig:

„In der Bildsamkeit lebt die Verjüngung der Sprache. Sie ist der Vorn ihrer Unsterblichkeit“ (II,1 12).

Diese Bildsamkeit ist also nicht an ein frühes Zeitalter der Sprachentwicklung gebunden, so daß die Sprache sich immer mehr der Verfestigung näherte, sondern sie bleibt erhalten, solange das Volk selbst seine Lebendigkeit erhält:

„Die Sprache wird, treu gepflegt, mit dem Entwicklungsgänge Schritt halten, für jede neue Gestaltung unsers Volks passen, für jede Lebensfülle zureichend sein und mit dem Wachstum des Volks an Bildsamkeit zunehmen“ (II,1 12).

Die Sprache ist in ihren Möglichkeiten *unerschöpflich* wie das Leben selbst. Dieser entscheidende Grundbegriff jeder Lebensphilosophie drängt sich daher auch hier auf, wenn Jahn von der Rückbesinnung auf die sprachlichen Wurzeln sagt:

„Die Wortquellen kann man im Deutschen nur ergründen, aber nicht erschöpfen“ (II,2 12), weil sie nicht als ein fester Bestand, sondern als schöpferische Kräfte verstanden werden müssen.

Und weil die Sprache so kein abgeschlossenes Ganzes ist, sondern in ihrer „*Bildsamkeit*“ lebendig bleibt, darum hat auch der einzelne die Möglichkeit, neu prägend in die Sprache einzugreifen. Auch der einzelne kann nach Jahn sprachschöpferisch in die Entwicklung der Sprache eingreifen, und Jahn macht von dieser Möglichkeit ausgiebigen Gebrauch. Meist handelt es sich dabei um die *Prägung neuartiger Worte*. Sie ist nach Jahn möglich, wenn dabei nur die „*Bildegeseetze*“ der Sprache beachtet werden. Jahn versteht hierunter insbesondere, daß der

einzelne „Musterwörter“ und „Musterweisen“ vorfindet, in Anlehnung an die dann auch die neuen Wörter gebildet werden müssen.

Aber hier ergibt sich eine wesentliche Schwierigkeit: Wenn die Sprache etwas ist, was aus dem Gebiet des Volkslebens herauswächst, so steht sie damit im Widerspruch zu allen Möglichkeiten eines willkürlichen und künstlichen Machens. Und es entsteht die Frage, wie der bewußte Eingriff des einzelnen mit dem unbewußten Schaffen des Volksgeistes in der Sprache vereinbar sei. Jahn antwortet:

„Soll eine Kunstsprache lebendig sein, so muß sie aus dem Leben hervorgehen“ (II,1 10), das heißt: Wo es sich um ein neues Hervorbringen von Wörtern handelt, da können diese nur als Glieder der lebendigen Sprache aufgenommen werden, wenn der einzelne selbst in einer lebendigen Gemeinschaft steht, und wenn die von ihm neugeschaffenen Wörter im Einklang mit dem lebendigen Leben der Sprache stehen. Sie müssen, wie Jahn es treffend ausdrückt, „*sprachtümlich*“ sein, und das heißt u. a.: ohne künstliche Begriffsbestimmungen aus dem Geist der Sprache selber verständlich sein. Die bewußte Arbeit des einzelnen kann nur auseinanderlegen und schärfer nachzeichnen, was im Werk des unbewußt schaffenden Volksgeistes enthalten ist. Sie verhält sich zu ihm wie überhaupt die gedankliche Deutung zum Ausdruck des immer unbewußt schaffenden Lebens. In diesem Zusammenhang steht das tiefe Wort, mit dem Jahn die Möglichkeit bewußter Sprachgestaltung bestimmt und zugleich eingrenzt:

„Der Kunstsprachenbildner soll ein Dolmetscher des ewigen Sprachgeistes sein, der in dem ganzen Sprachtum waltet“ (II,1 12).